
Ludger Pries (Hrsg.)

Zusammenhalt durch Vielfalt?

Bindungskräfte der Vergesellschaftung
im 21. Jahrhundert

 Springer VS

Herausgeber
Ludger Pries
Universität Bochum,
Deutschland

ISBN 978-3-531-18631-3

ISBN 978-3-531-19152-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-531-19152-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

Springer Fachmedien Wiesbaden 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media
www.springer-vs.de

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

I

Problem- und Themeneinführung

1 Erweiterter Zusammenhalt in wachsender Vielfalt	13
<i>Ludger Pries</i>	
1.1 Wachsende Vielfalt	15
1.2 Substantielle und relationale Vielfalts-Konzepte	23
1.3 Erweiterte Formen von Vielfalt und Zusammenhalt	31
1.4 Chancen und Herausforderungen neuen Zusammenhalts	38

II

Vielfalts-Zusammenhalt in und durch soziale Ungleichheit

2 Vervielfältigungen – Epistemologische Herausforderungen soziologischer Geschlechterforschung	51
<i>Katja Sabisch</i>	
2.1 Geschlechterforschung und Grammatik: Im Zeichen der Vielfalt ...	53
2.2 Geschlechterforschung und Botanik: Das Denken der Vielfalt	56
2.3 Geschlechterforschung und Handarbeit: Die Praxis der Vielfalt	58
2.4 Schluss: Zusammenhalt durch Vielfalt!	61
3 Der Wille zum Wir. Events als Evokationen posttraditionaler Zusammengehörigkeit.	65
<i>Ronald Hitzler</i>	
3.1 Neuartige Gemeinschaften	65
3.2 Erlebniswelt Event	67

- Sabisch, Katja (2006): „Lyotard's Lippenstift – Politische Philosophie und feministische Strategie im Widerstreit“. In: Haas, Birgit (Hrsg.): Der postfeministische Diskurs. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 239-252
- Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld: transcript
- Thürmer-Rohr, Christina (1995): „Denken der Differenz. Feminismus und Postmoderne“. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 18, Nr. 39, S. 87-98
- Wagner, Gerhard (1999): Herausforderung Vielfalt. Plädoyer für eine kosmopolitische Soziologie. Konstanz: UVK
- Wagner, Gerhard (2011): Die Wissenschaftstheorie der Soziologie. München: Oldenbourg
- Wartenpfehl, Birgit (2000): Dekonstruktion von Geschlechtsidentität – Transversale Differenzen. Opladen: Leske und Budrich
- Winker, Gabriele/Nina Degele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript

3 Der Wille zum Wir. Events als Evokationen posttraditionaler Zusammengehörigkeit

Das Beispiel der Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010

Ronald Hitzler

Mit Modernisierungsprozessen wie Enttraditionalisierung, Pluralisierung, Individualisierung, Informatisierung, Optionalisierung, Kommerzialisierung, Urbanisierung, Globalisierung, Mediatisierung usw. geht in Gegenwartsgesellschaften ein gravierender Bedeutungsverlust überkommener Formen sozialer Kohäsion einher. Vor dem damit angedeuteten Hintergrund kultureller Differenzierung und Diversifizierung stellt sich die Frage, ob bzw. inwiefern andere, relativ neue und neuartige Kulturphänomene – wie (exemplarisch) das der *Events* – nicht nur als traditionelle Kohäsionsformen ergänzende, sondern diese in ihrer Vergemeinschaftungsfunktion zusehends ersetzende kulturelle Innovationen zu begreifen sind.

3.1 Neuartige Gemeinschaften

Dass in der Gegenwartsgesellschaft tendenziell alle Menschen immer umfassender zu Existenzbastlern werden (müssen), hat vor allem damit zu tun, dass das individualisierte Subjekt prinzipiell freigesetzt ist aus herkömmlichen Milieubindungen, aber auch aus Milieufürsorglichkeiten (vgl. die Beiträge in Beck/Beck-Gernsheim 1994; Hitzler/Honer 1996). Es ist sozusagen ‚direkt‘ an die gesellschaftlichen Großstrukturen – insbesondere an ökonomische, politische, juristische Institutionen des Sozialstaates angekoppelt. D. h., einerseits nimmt die Verlässlichkeit traditioneller Versorgungs-, Sinngebungs- und Normsetzungsinstanzen – wie Religion und Ethnie, Klasse und Stand, Verwandtschaft und Nachbarschaft usw. für die Regulierung des individuellen Lebensvollzugs ab. Andererseits nimmt die *normierende* Bedeutung generalisierter Rahmenbedingungen wie Erwerbsarbeitsmarkt, Subventionswesen, Waren-, Dienstleistungs-, Informations- und Unterhaltungsangebot, Rechtsgleichheit, Bildungswesen, soziales Sicherungssystem usw. für die Regulierung des individuellen Lebensvollzugs zu.

In der Theoriesprache des Konzepts reflexiver Modernisierung ausgedrückt (vgl. Beck et al. 1996) heißt das, dass die Emanzipation des Einzelnen aus Abhängigkeit und Unmündigkeit als jenem zentralen ‚Projekt der Moderne‘, das ein Zusammenleben von freien und gleichen Menschen ermöglichen sollte, zwischenzeitlich immer mehr Konsequenzen zeitigt, auf die viele Zeitgenossen eben nicht mehr mit weiterem Freisetzungsbefehl, sondern mit einiger Sehnsucht reagieren nach eben dem, dessen Negation diese Entwicklung ursprünglich ermöglicht hat: nach *Sicherheit* im Zusammenleben, welche aus dem ‚Vertrauen ins Unhinterfragte‘ erwächst (vgl. Hitzler 2004). In diesem ‚Strom‘ schwemmt es (immer wieder) alternative Konzepte des Zusammenlebens auf die Agenda öffentlicher Aufmerksamkeit. Es kommt (immer wieder) zu Renaissance des Gedankens von ‚kalter‘, nebenmenschlicher Gesellschaftlichkeit gegenüberstehender ‚warmer‘, mitmenschlicher Gemeinschaftlichkeit (vgl. Gebhardt 1999).

Versucht man herkömmlichen ebenso wie ideologisch ‚neu‘ begründeten Gemeinschaftsmodellen gegenüber nun aber das Prinzip einer nicht *gegen* Individualisierung gerichteten, sondern einer aus Individualisierung heraus *erwachsenden* Form von Vergemeinschaftung zu identifizieren, dann wird ein Modus sozialer Aggregation erkennbar, der sich u. a., aber insbesondere dadurch auszeichnet, dass die freiwillige Einbindung des Individuums auf seiner kontingenten Entscheidung für eine zeitweilige Mitgliedschaft in einem von ihm ausgewählten Gesellungsgebilde beruht – gleichviel, ob dieses nun im bildungsbürgerlichen Sinne als ‚symbolisch trivial‘ erscheint, oder ob es durch ein moralisch-ästhetisch versiertes (Hoch-) ‚Kulturmenschen-tum‘ geprägt ist. In dieser kontingenten Entscheidung liegt der erste wichtige Unterschied solcher gegenüber traditional selbstverständlicher Gemeinschaftlichkeit und ideologisch dauerreflektierter Genossenschaftlichkeit eben *neuartigen* Gemeinschaften: In die Traditionen- ebenso wie in Ideologiegemeinschaft muss man typischerweise hineingeboren sein, oder man muss zumindest mit einem existenziell entscheidenden Schritt in sie hinein konvertieren. In eine für Existenzbastler typische Gemeinschaft hingegen tritt man symptomatischer Weise eher beiläufig, oft spontan und ohne viel Aufhebens ein und ebenso problem- und folgenlos tritt man auch wieder aus ihr aus. Infolgedessen ist das Gewalt- und Normierungspotential dieser neuartigen Gemeinschaften grosso modo begrenzt auf das, was ihnen situativ vom je einzelnen Mitglied freiwillig an Sanktionsmöglichkeiten zugebilligt wird. In solchen Gemeinschaften folgt, und damit schließe ich mich der Deutung von Zygmunt Bauman (1995: 354) an, gemeinsames Handeln der sich vergemeinschaftenden Individuen „nicht geteilten Interessen, es erzeugt sie.“

Diese neue Art von Gemeinschaft kann zur Mitgliedschaft bzw. zur Teilhabe also nicht verpflichten. Sie kann zur Mitgliedschaft bzw. zur Teilhabe lediglich *verführen*. Gleichwohl zeichnet sich unter Individualisierungsbedingungen kein Weg ab, der zurück führt zu sozusagen fraglosen, zeitlosen und daseinsumfassenden Traditionsgemeinschaften. Im Gegenteil: Auch die ‚Restbestände‘ überkommener Milieus wie Betrieb, Nachbarschaft, Kirchengemeinde und sogar Verwandtschaft und Familie müssen zwischenzeitlich eher sozusagen gewollt, gewählt, gemanaged, ja überhaupt erst konstituiert werden. Solidarität(en) und Loyalität(en) entstehen infolgedessen weit weniger aus existenziellen Notwendigkeiten heraus, als aus eher emotional denn rational motivierten situativen Entscheidungen dafür, *jetzt* dazuzugehören.

Dabei suchen die aus traditionellen Gesellungen entlassenen und entlaufenen Menschen, hin und hergerissen zwischen der *Freiheit*, wählen zu dürfen, wie sie leben wollen, und dem *Zwang*, wählen zu müssen, wie sie leben wollen, nicht etwa nach *Gesellschaft*. Diese erscheint ihnen ohnehin als ständig und allenthalben auferlegt. Sie sehnen sich vielmehr – wieder – nach *Gemeinschaft*; allerdings nicht nach den Traditionsgemeinschaften mit ihren je typischen Verbindlichkeitsansprüchen, sondern eben nach jener anderen, neuen Art von Gemeinschaft: jener Art von Gemeinschaft, die ihnen maximal viele (Selbst-) Verwirklichungschancen bietet und zugleich minimale Verpflichtungen auferlegt. Diese neue Art von – strukturell labiler – Gemeinschaft bezeichnen wir als posttraditional (Hitzler et al. 2008): In dieser sind Dinge wichtig, die man selber schätzt. Man kennt das hier ‚gültige‘ Repertoire an Zugehörigkeitscodes und an Zusammengehörigkeitssignalen. Und hier gilt das Repertoire, das man kennt oder das kennenzulernen einen zumindest nachdrücklich (genug) interessiert. Und folglich wähnt man sich hier mit (hinlänglich) Gleichgesinnten zusammen, die einem jene Geborgenheit zu vermitteln scheinen, in der man nicht nur, wie in Traditionsgemeinschaften „keine Geheimnisse voreinander haben zu müssen“ (Plessner 2001: 45), sondern in der man ‚ganz man selber‘ sein zu können glaubt.

3.2 Erlebniswelt Event

Eine besonders ‚flüchtige‘ Form solcher Art von Gesellungsgebilden sind nun „*situative Event-Vergemeinschaftungen*“ (vgl. Gebhardt 2008). Gemeint sind damit jene Spontan-Verschweörungen und -Verbrüderungen im Rahmen solcher aus dem Alltag herausgehobener, raum-zeitlich verdichteter, interaktiver Performance-Ereignisse, die vielfältige Erlebnis-inhalte und Erlebnisformen zu einem nach ästhetischen Kriterien konstruierten Ganzen verschmelzen – oder zumin-

dest vereinen. Diese Massengefährlichkeit entsteht in aller Regel in der Dynamik des Zusammen-Spaß-Habens.

Gleichviel, ob nun Gemeinschaftsbande, die bereits geknüpft sind, durch das gemeinsame Erlebnis verstärkt werden, oder ob Gemeinschaftsgefühle aus dem gemeinsamen Erlebnis heraus überhaupt erst erwachsen, mit ihm vergehen oder auch weiterbestehen: Events werden von ihren ‚Machern‘ (vgl. Euteneuer/Niederbacher 2007; Hitzler 2007; Pfadenhauer 2008; Betz 2011) typischer Weise bereits mit der Absicht produziert, von den Teilnehmenden interagierend und im Hinblick auf situative Vergemeinschaftung konsumiert zu werden. Nicht nur, aber wesentlich gekennzeichnet sind Events durch auf Unterhaltung ausgerichtete Versprechen gemeinsamen, ja geteilten, besonder(t)en Erlebens. Events sollen alle Sinne ansprechen, die Wirklichkeit sinnlich fassbar und körperlich spürbar werden lassen und so zur Vergewisserung einer (metaphorisch formuliert) ‚kollektiven Existenz‘ beitragen. D. h., die Macher von Events erhöhen zwar ganz erheblich die Chancen zur Vergemeinschaftung. Gemeinschaft *gestiftet* aber wird durch die Teilnehmer, die sich wechselseitig ihre Zusammengehörigkeit bestätigen, ja, durch die Rahmenbedingungen ‚auf Touren‘ gebracht und gehalten, sich mitunter in kollektive Effervescenzen hineinsteigern (vgl. Junge 2008): In Stimmung kommt, wer sich auf die dominante Stimmung einlässt. Und diese ist in aller Regel ausgelassen, fröhlich, mitunter sogar euphorisch, enthusiastisch, ja ekstatisch (vgl. Gebhardt 2008; Enser 2001).

Immer mehr Bereiche unseres gesellschaftlichen Miteinanders werden in diesem Sinne gleichsam ‚verspaßt‘. Dabei werden sowohl überkommene Formen kultureller Veranstaltungen mit neuen oder aus anderen Zusammenhängen übernommenen, erlebnissteigernden Unterhaltungselementen und Konsumangeboten angereichert, als auch vervielfältigen sich solche produzierten Ereignisse, die bereits von vornherein als Events konzipiert sind. Empirisch untersucht haben wir zahlreiche (Arten von) Techno-Partys – von der Fete im kleinen Club über Großveranstaltungen bis zur Loveparade bzw. zum Loveweekend (vgl. z. B. Hitzler 2001; Hitzler/Pfadenhauer 1999 und 2009). All diesen Events ist gemeinsam, dass die Teilnehmer *zusammen mit den anderen*, die erwartungsgemäß ebenfalls dabei sein werden, eine spezifische Art von Spaß haben wollen, der sich vereinfacht als ‚Rave‘ etikettieren lässt. Das typische gemeinsame Interesse der ansonsten in vielerlei Hinsicht heterogenen Beteiligten ist hier tatsächlich also die Lust an kollektiver Effervescenz. Keineswegs nur, aber insbesondere kollektive Effervescenzen evozieren bei den Beteiligten oft ‚Wir‘-Gefühle (vgl. Gebhardt 2008). Am Beispiel des Fusion-Festivals hat Babette Kirchner (2011) aufgewiesen, dass solche ‚Wir‘-Gefühle nicht nur in der von den Teilnehmern ‚*uno actu*‘ erlebten Si-

tuation des (oft mehrtägigen) Events insgesamt, sondern *im Rahmen* des Events immer wieder ephemere, d. h. unvorhersehbar und flüchtig entstehen.

Ähnliches haben wir auch am Beispiel des Weltjugendtags 2005 in Köln zeigen können (vgl. z. B. Forschungskonsortium WJT 2007): Einerseits haben die Teilnehmer aus aller Welt das (im engeren Sinne) eine Woche dauernde ‚Glaubensfest‘ typischerweise als *eine* Megaparty erlebt. Andererseits bestand das ganze Event in einer geplanten Abfolge und ‚Komposition‘ von heterogenen Veranstaltungen und Veranstaltungsarten (von sakrosankten liturgischen Ritualen bis hin zu reinen Unterhaltungsshow). Und einerseits haben die Teilnehmer das Zusammensein mit nachgerade unüberschaubar vielen, die ‚gleichen Geistes‘ waren, als Erlebnis einer geschwisterlichen Gemeinschaft mit ‚eigentlich‘ fremden Menschen euphemisiert. Andererseits gab es im Rahmen des ganzen Spektakels zahlreiche einzelsituationsbezogene Partial-Vergemeinschaftungen, die nicht selten eben ausgesprochen ephemere waren.

Beide Ereignisse sind, wie z. B. auch Karnevalsumzüge, Theater- und Opernfestspiele, Olympiaden und Weltausstellungen, im wesentlichen Events *in* Städten. Wenigstens seit den 1980er Jahren transformieren sich die Städte allerdings auch *selber* von mehr oder weniger gestalteten Lebensräumen zu inszenierten, theatraalisierten, festivalisierten Dauer-Ereignissen bzw. zu Gesamtbühnen tendenziell ‚endloser‘ Ereignisketten (vgl. Häussermann/Siebel 1993; verschiedene Beiträge in Betz et al. 2011). D. h., dass Städte sich nachgerade unentwegt als Attraktionen vor allem für Touristen und Investoren ‚aufhübschen‘, ist inzwischen zum urbanen Alltag geworden. Und im Rahmen von Städten variieren ja auch Techno-Veranstaltungen hinsichtlich ihrer räumlichen Ausdehnung bis hin zu urbaner Omnipräsenz. Und der Weltjugendtag dominiert das Bild der Großstadt, in der er ausgerichtet wird, noch erheblicher. Solche Events sind – auch wenn sie mehrere Tage dauern und sich über eine ganze Stadt erstrecken – von den Teilnehmern als *ein* Ereignis erlebbar. Weit weniger eindeutig ist typischerweise das Erleben jener dritten Art von Event, die wir jüngst untersucht haben (vgl. Betz 2008; Betz/Niederbacher 2010; Hitzler/Niederbacher 2010; Möll/Hitzler 2011; Hitzler et al. 2012): Das Erleben der als *ein* Ereignis *deklarierten* ‚Kulturhauptstadt Europas‘, die sich über ein ganzes Jahr hin erstreckt und zumindest in dem von uns untersuchten Fall ein ganzes Konglomerat von Groß-, Mittel- und Kleinstädten umfasst hat: Die ‚Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010‘.

Das spezifische organisatorische Problem, das beim Projekt ‚Kulturhauptstadt 2010‘ im Ruhrgebiet zu lösen war, war – im Unterschied zu den anderen Events, bei denen der Sinn der Teilveranstaltungen aus dem jeweiligen Gesamt ereignis *abgeleitet* wird –, dass das Gesamt ereignis nur als an sich ‚leere‘ Fikti-

on (politisch) gesetzt war und sich lediglich als Rahmen-Erzählung zu vielfältigen, fast durchweg jeweils allein Sinn ergebenden Aktivitäten *konstituiert* hat: Ein Jahr lang fanden im Ruhrgebiet alle möglichen Veranstaltungen statt und wurden städtebauliche Vorhaben realisiert, die eben als ‚Elemente‘ der Kulturhauptstadt 2010 ausgewiesen bzw. ausgegeben wurden. Dieses Event ‚Kulturhauptstadt‘ war dementsprechend als solches nur erlebbar, wenn man dieser Rahmen-Erzählung Glauben zu schenken bereit war bzw. ist. Nicht nur wegen seiner räumlichen und zeitlichen Dimensionen und auch nicht nur wegen seiner überaus komplexen Organisationsstruktur, sondern vor allem wegen dieser narrativen ‚Logik‘ bezeichnen wir die Kulturhauptstadt 2010 als „Mega-Event“ (vgl. Hitzler et al. 2012).

Mega-(Kultur-)Events sind – z. B. laut Appadurai (2000) – innovativ konnotierte Maßnahmen, mittels derer der sozio-kulturelle Wandel (mit)gestaltet werden soll. Dementsprechend meint „Kultur“ in der Programmatik und Praxis einer Kulturhauptstadt, Manfred Prisching (2011: 89f) zufolge,

[...] nicht das, was man herkömmlich darunter verstanden hat. Sie hat mehr mit dem Lifestyle als mit dem Museum zu tun. Sie ist ein Euphemismus für den Konkurrenzkampf, in dem Städte ihre allgemeine und insbesondere ihre wirtschaftliche Attraktivität steigern wollen [...]. [D]ie Kulturhauptstadt [ist] demzufolge eine ‚strategische Waffe‘ im kulturell-ökonomischen Wettrüsten.

Im April 2006 war eines dieser „Wettrüsten“ beendet worden: Die Stadt Essen hatte sich darin gegen 17 nationale Mitbewerberinnen durchsetzen können, und der Europäische Rat hat der *Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010* offiziell zugestimmt.

3.3 Ein Mega-Event wird gemacht

Das damit etikettierte Mega-Event-Projekt knüpfte inhaltlich und organisatorisch an an die *Internationale Bauausstellung Emscher Park* (IBA) der Jahre 1989 bis 1999 und führte einen seinerzeit unter dem Etikett ‚Industriekultur‘ initiierten, fundamentalen Transformationsprozess fort; einen Transformationsprozess sozusagen von Kohle, Stahl und Bier zu Hightech, Entertainment und Lifestyle. Dementsprechend wurde die Kulturhauptstadt im „Gesellschaftsprofil der RUHR.2010 GmbH“ aus dem Jahr 2008 „nicht als ein reines Festivalevent“ definiert, „sondern vor allem als regionales Entwicklungsprojekt mit europäischer Dimension.“ Sie solle „einen Beitrag zur Entwicklung der ‚Metropole Ruhr‘ (...) sowohl im Bewusstsein der Bevölkerung im Ruhrgebiet, als auch in der Außenwahrnehmung“ leisten. Zum Leitbild für die Programmatik der Kulturhauptstadt wurde deshalb die Formel von der „Metropole im Werden“. Mit der ‚Metropole Ruhr‘ versuchten die Kulturhauptstadt-Macher, ein Kollektividentitätsangebot für die Region, d. h.

für mehr Zusammenhalt zu entwickeln. Durch die Kulturhauptstadt sollte, so das ‚Gesellschaftsprofil‘ weiter, die „kulturelle Zusammenarbeit der Städte, Kreise und Gemeinden (...) eine Verstärkung erfahren auf all den Feldern, die sich (...) als geeignet erweisen.“ Damit sollte die Kulturhauptstadt als „der Treibriemen für den weiteren Aufbau regionaler Kooperationsstrukturen“ fungieren und „auch über den Kulturbereich hinaus Wirkung entfalten, insbesondere in neue Strategien der Stadt- und Regionalentwicklung münden können.“

Trotz der zumindest nach außen hin durchaus Zusammenhalt stiftenden kollektiven Erfahrungen der Industrialisierung und des Strukturwandels (auf die auch die Kulturhauptstadt-Macher mit ihrem Programmthema ‚Mythos Ruhr‘ rekurriert haben) ist die Raumwahrnehmung der Region von innen heraus weiterhin heterogen: Die Ausdehnung des Ruhrgebiets heute z. B. wird für gewöhnlich gleichgesetzt mit den Grenzen der einzigen die Region einenden politischen Instanz: dem Regionalverband Ruhr. Dessen Geltungsbereich umfasst allerdings nicht nur die industrialisierten Städte, sondern auch Gemeinden, die sich anhaltend stärker an den sie umgebenden ländlichen Regionen als am Ballungszentrum Ruhrgebiet orientieren. Außerdem resultiert die fehlende Stabilität der Konstruktion regionalen Zusammenhalts aus konkurrierenden räumlichen Orientierungen. Bis in den Kern der Region hinein relevant etwa ist deren Aufteilung in das Rheinland und Westfalen. Sich überlagernde Raumbezüge gibt es aber auch zum Münsterland, zur Hellwegregion, zum Sauerland sowie zum Bergischen Land. Und schließlich ist die Region politisch-administrativ polyzentral: Der heutige Regionalverband Ruhr besteht aus 53 Kommunen, die sich in vier Kreise und elf kreisfreie Städte aufteilen. Großstädte wie Gelsenkirchen, Oberhausen, Bottrop oder Hagen gehen im Ballungsraum Ruhrgebiet regelrecht unter, und selbst die ‚vier Großen‘ Duisburg, Essen, Bochum und Dortmund agieren bis heute eher gegen- als miteinander und konkurrieren regelmäßig um Industrieansiedlungen, Fördergelder und mediale Aufmerksamkeit.

Die Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 wurde also in einer Region mit heterogener Identität und polyzentrischen Strukturen ausgehandelt und umgesetzt. Um vor diesem Hintergrund nun möglichst alle Teile der Region, alle Gruppierungen, alle Kultursparten zu einer neuen Idee von Zusammengehörigkeit zu animieren, bedurfte es einer Art Meta-Erzählung, die geeignet war, die vielgestaltigen Einzelprojekte und -ereignisse publikumswirksam zu bündeln und unter *einen* programmatischen Spannungsbogen zu stellen. Allerdings haben die Programmbücher der Kulturhauptstadt RUHR.2010 zunächst zwar die Vielfalt des Angebots dokumentiert, nach Ansicht vieler Beobachter aber den sprichwörtlichen roten Faden vermissen lassen:

Flockig aufgereiht und flott rubriziert, liest sich das Sammelsurium der Vorhaben wie eine Werbebroschüre für Standortpolitik und Kulturtourismus. Hauptsache populär, breitenwirksam, massenkompatibel scheint die Devise (Rossmann 2008).

Angesichts solcher Verdikte ist schon im Sommer 2009 in einem Artikel der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ 26.8.2009) das nachmals zu erwartende Urteil über die Kulturhauptstadt RUHR.2010 *ironisierend* vorweg genommen worden:

Ganz gleich, wie groß das Echo auf das Kulturhauptstadtjahr ausfallen wird, eines steht jetzt schon fest: Die 2010-Macher werden alles falsch gemacht haben: Wenn die Großfeuilletons zwischen New York und Frankfurt lobesrauschen, wird man ihnen zwischen Dinslaken und Dortmund vorhalten, dass sie sich in Elitärem verzettelt und die Bevölkerung schnöde missachtet hätten. Sollten der multikulturelle Kaffeeklatsch auf der gesperrten A40 und das vieltausendkehlige Singen auf Schalke auch nur annähernd soviel Staunen der Welt erwecken, wie es sich Fritz Pleitgen erträumt, dann wird das Naserümpfen derer groß sein, die vom Kulturhauptstadt-Programm erlesene Qualität und Tiefgang erwarten. Und selbst wenn dieser Spagat gelingen sollte, ist 2010 die Schelte sicher: Es werden all die zu schimpfen nicht aufhören, die intakte Turnhallen, erfüllte Stundenpläne und gut ausgestattete Bibliotheken für das Wichtigste im Kulturleben erachten und die nachhaltige Investitionen in die Bildung für relevanter halten als Fernseh-Minuten, Kreativ-Kongresse, Touristenströme, Marketing-Aktionen, Highlight-Geflacker und 2500 mehr oder minder spektakuläre Einzel-Events von Schachtzeichen-Ballons bis zur Sinfonie der 1000 in Gelsenkirchen.“ Vertreter der RUHR.2010 GmbH selber bezeichnen vor allem die „kommunikative Aufgabe“ wegen der „Fülle eigensinniger Akteure in Politik und Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft“ als „kolossale Herausforderung“ (Frohne et al. 2011: 5).

Das Projekt ‚Kulturhauptstadt‘ überhaupt sichtbar zu machen, gelingt typischerweise am ehesten mittels massen- und publikumswirksamer Veranstaltungen. Das vermutlich spektakulärste Ereignis in dieser Hinsicht war, neben der Eröffnungsveranstaltung auf der Zeche Zollverein in Essen und der Abschlussveranstaltung von ‚!Sing – Day of Song‘ in der Arena ‚Auf Schalke‘, die Sperrung der Autobahn A40 (‚Still-Leben‘). Von diesen Events im Event gingen qua Massenmedien denn auch eindrucksvolle Bilder um die Welt, die das Image eines fröhlich feiernden und multikulturellen Ruhrgebiets verbreiteten und dessen Weg hin zu einer Metropole auch metaphorisch zu (er)fassen schienen. Selbstverständlich aber hat die von den Organisatoren betonte Relevanz der auf Außenwirksamkeit ausgerichteten Projekte auch vielstimmige Einreden evoziert: Dass bei diversen Kunstausstellungen verstärkt auf ausländische Künstler gesetzt wurde, rief z. B. in den Reihen der sich bei der Verteilung von Fördergeldern benachteiligt wahnenden regionalen Kunstschaaffenden nahe liegender Weise nicht nur Zustimmung hervor.

Im Vorfeld des Projekts ‚Still-Leben‘ gab es (v. a. in den Feuilletons überregionaler Zeitungen) Kritik an den Verantwortlichen der RUHR.2010. Hielt sich

der Spott über diese Veranstaltung, die zum Beispiel (fälschlicher Weise) als ‚längste Biertheke der Welt‘ titulierte wurde, aber noch in Grenzen, haben sich die Kritiken aus Anlass eines allgemeinen Entsetzens hervorrufoenden Ereignisses dann deutlich verschärft: Nach dem Transfer der Loveparade von ihrer ‚Heimstadt‘ Berlin ins Ruhrgebiet begann das Techno-Spektakel 2007 in Essen seinen seinerzeit auf fünf Jahre hin in fünf Städten geplanten Zug durch die – wenn nicht anvisierte, so doch anvisierte – ‚Metropole Ruhr‘. 2008 zog die Parade in Dortmund über die innerstädtisch als ‚B1‘ ausgewiesene A40. 2009 verlautete aus Bochum, man sehe sich aus verschiedenen Gründen außer Stande, als Gastgeber für die – allzu vielen – Liebhaber der elektronischen Tanzmusik zu fungieren. 2010 wurde die Brache des ehemaligen Duisburger Güterbahnhofs so weit hergerichtet, dass es nachmals als Veranstaltungsgelände für die Parade genutzt werden konnte. In den späteren Nachmittagsstunden des 24. Juli 2010 haben sich augenscheinlich so viele Menschen auf den beiden Zufluss- und Abfluss-Wegen zu diesem Gelände gestaut und gedrängt, dass das entstanden ist, was man einen ‚Menschenkessel‘ nennt. In dieser Situation sind gegen 17 Uhr die ersten Menschen zu Tode gekommen. Insgesamt sind dann vor Ort und in den folgenden Tagen bekanntlich 21 Menschen gestorben. Mehrere hundert Menschen wurden zum Teil schwer verletzt.

Diese Katastrophe in Duisburg (vgl. Hitzler et al. 2011; Hitzler/Nye 2011) war für viele Feuilletonisten Anlass, den Machern der Kulturhauptstadt mit Nachdruck ihr Streben nach hohen Zuschauerzahlen und Besucherrekorden auf Kosten der künstlerischen *Qualität* des Dargebotenen vorzuhalten. Hinter dem „Festival der Großveranstaltungen“ sei der „künstlerische Ansatz“ nicht mehr erkennbar. Zwar sei die Veranstaltung auf der A40 ohne größere Probleme über die Bühne gegangen. Hinter beiden Formen des Events stehe aber das gleiche Kulturverständnis, nämlich „eine sinnentleerte Politikeridee von Massenbelustigung“ (Kothenschulte 2010). Beklagt wurde hier also der fehlende (kulturelle) Sinn von Massenevents, ja der Eventkultur schlechthin (was ja auch bereits im Herbst 2008 von Rossmann in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung moniert worden war). Andere Kritiker wiederum verwiesen v. a. auf die zunehmende ‚Durchökonomisierung‘ des Kulturbetriebs, die besonders bei Großveranstaltungen sichtbar werde (vgl. z. B. Thomas 2010).

Programmatisch ging es aber keineswegs nur darum, mit der Kulturhauptstadt nach außen hin Wirkung zu entfalten. Vielmehr sollte das gesamte Ruhrgebiet in die Fest-Aktivitäten einbezogen und dergestalt aus der Vielfalt heraus eine neue Qualität von Zusammenhalt gestiftet werden. Um die Teilhabe insbesondere der kleineren und der geographisch eher randständigen Gemeinden zu sichern,

wurden z. B. die ‚Local-Heroes-Wochen‘ installiert. Da die Zahl der Ruhrgebietsstädte nahezu der Zahl der Kalenderwochen eines Jahres entspricht, konnte sich im Kulturhauptstadtjahr jede Ruhrgebietskommune eine Woche lang mit dem Titel ‚Local-Heroes‘ schmücken und ihre kulturelle Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Insbesondere in den kleineren Gemeinden richteten sich die entsprechenden Aktivitäten vor allem an die eigene Bevölkerung. Die Veranstalter dort erwarteten für gewöhnlich keine Ströme von auswärtigen Besuchern. Vielmehr ging es um die Steigerung des Wir-Gefühls innerhalb des engeren sozialen und geographischen Lebensraums. Und ein Beispiel dafür, dass die auf Außenwirkung angelegte Festival- und Eventkultur und die auf Innenwirkung zielenden lokalen Kulturaktivitäten durchaus miteinander harmonisieren konnten, war das Projekt ‚Schachtzeichen‘, bei dem mit Helium gefüllte Ballons über ehemaligen Zechenstandorten aufgelassen wurden: Eigentlich vor allem als nach außen gerichtetes spektakuläres Zeichen für die Vergangenheit des Ruhrgebiets intendiert, diente diese Veranstaltung vielerorts insbesondere für die Einheimischen als Ort der gemeinsamen Erinnerung.

Zu den propagierten Zielen der Kulturhauptstadt zählte zudem die Überwindung des vielfach beklagten Kirchturmdenkens im Ruhrgebiet. Das Privileg einer Aufnahme ins offizielle Kulturhauptstadt-Programm sollten vor allem diejenigen Projektvorschläge erhalten, die in irgendeiner Form Kooperationen vorsahen. Für die Bewerber der so genannten ‚Twins-Projekte‘, die auf der Grundlage der Zusammenarbeit zwischen den 53 Ruhrgebietsstädten und ihren internationalen Partnerstädten durchgeführt wurden, war diese Vorgabe noch vergleichsweise unproblematisch, da man in der Regel an bereits bestehende Kontakte anknüpfen konnte. Für viele Kulturschaffende der Region hingegen, denen organisatorische Ressourcen für den Aufbau von Kooperationen fehlten, stellte diese Forderung ein kaum zu überwindendes Hindernis dar. Aber auch bei der interkommunalen Zusammenarbeit wurden Kooperationshürden sichtbar – nicht zuletzt aufgrund von unterschiedlichen kulturellen Traditionen der Städte und von Differenzen im Selbstverständnis und in den wesentlichen Referenzen der handelnden Akteure.

Die Organisatoren der Kulturhauptstadt waren dergestalt von Beginn an einem Spannungsfeld kritischer Deutungen ‚von allen Seiten‘ ausgesetzt, in dem sie sich positionieren und behaupten mussten. Sie taten das vor allem mit der Propaganda des Leitbildes vom Ruhrgebiet als einer ‚Metropole im Werden‘. Essentiell für dieses Leitbild war, die mannigfaltigen – medial vermittelten und unmittelbar erlebten – Eindrücke und Erfahrungen der Menschen während des Ereignisses öffentlich als *irgendwie sinnvoll* erscheinen zu lassen. Dementsprechend wurde z. B. jede einzelne Veranstaltung im Rahmen der Kulturhauptstadt 2010 mit der

Veröffentlichung von attraktiven Bildern, von Zeitungsbeilagen sowie von Pressekongressen und Pressereisen begleitet. Regelmäßig wurden zudem spektakuläre Rahmeninformationen verbreitet. Gleichwohl stand im Vollzug insbesondere das Erleben selbst oder zumindest das medial vermittelte Rezipieren von Erlebnissen durch die Öffentlichkeit im Vordergrund.

Bereits während des Vollzugs der Kulturhauptstadt, erst recht jedoch *im Rückblick* trat dann zunehmend die Rekonstruktion bzw. die Bearbeitung des Erinnerten in den Vordergrund – u. v. a. auch mit der Chronik einer ‚Metropole im Werden‘. Durch die rückblickende mediale Integration und Verklärung wurden *alle* Aktivitäten des Kulturhauptstadtjahres in den Kontext *eines* ‚totalen Erlebnisses‘ gesetzt und somit auch das Konzert des örtlichen Männergesangsvereins und das Jahrestreffen der Taubenzüchter zu einem besonderen Ereignis stilisiert. D. h., durch Sinnstiftung wurde alles unter dem Namen ‚RUHR.2010 – Kulturhauptstadt Europas‘ Stattegehabte als ‚Event‘ gelabelt und alles zusammen zu *einem* spektakulären Mega-Event integriert. Dieser Aspekt des Projekts – ein erfolgreiches und weltweit beachtetes Massenvergnügen zu inszenieren dadurch, dass dabei möglichst vielfältige Interessen ‚bedient‘ werden – scheint im Großen und Ganzen gelungen zu sein. Nachhaltige Vernetzungen zwischen den kulturellen Akteuren im hochgradig fragmentierten Ruhrgebiet zu initiieren und dergestalt eine neue Qualität von Zusammenhalt der Menschen oder gar der Kommunen ‚im Revier‘ zu stiften, bleibt hingegen eine anhaltend ungelöste Aufgabe.

3.4 Event-Dynamik

Zu zeigen versucht habe ich hier am Beispiel der Kulturhauptstadt Ruhr 2010, dass die ‚Logik‘ von Events auf einer zwischenzeitlich unsere Kultur wesentlich prägenden ‚Ökonomie der Aufmerksamkeit‘ (Franck 1998) basiert, in der die erwünschte Erregung von Aufmerksamkeit (mehr als die Erregung von erwünschter Aufmerksamkeit) seit geraumer Zeit von einer sozial (massiv oder wenigstens sanft) diskriminierten Verhaltensauffälligkeit extrovertierter Sonderlinge zu einem (potentiell) ressourceträchtigen Inszenierungserfolgsmodell für jedermann transformiert wird. Die (lustvolle) *Teilhabe* an etwas, das, wie eben exemplarisch das Event, (zum großen Teil explizit) darauf angelegt ist, Aufmerksamkeit zu erregen, stellt jedermann in Aussicht, die begehrte Aufmerksamkeit auf *sich*, wenn schon nicht individuell, dann wenigstens als Teil eines aufmerksamkeits-erregenden Kollektivs zu lenken. Das Phänomen ‚Event‘ verweist dergestalt exemplarisch auf jene von Gerhard Schulze (1993 und 1999) so genannte, für unsere gegenwärtige Vielfalt an Formen des Zusammenlebens spezifische, situativen Zusammenhalt stiftende „Erlebnissrationalität“.

Für Event-Macher impliziert dies symptomatischer Weise, dass Gelder, Menschen und Medien für in zeitlicher, räumlicher oder thematischer Hinsicht *punktueller* Ereignisse kampagnenartig mobilisiert werden müssen. Denn Events entstehen trivialer Weise *nicht* quasi naturwüchsig bzw. spontan, sondern werden im Zusammenwirken mannigfaltiger Akteure und Gruppen von Akteuren produziert. Das impliziert aber eben auch, dass das, was dem Konsumenten intendierter Maßen Spaß macht, den Produzenten der Voraussetzungen dieses Spaßes zunächst einmal, vor allem und mitunter auch *nur* Arbeit, eben Planungsarbeit, Organisationsarbeit, Auf- und Abbauarbeit bedeutet und ihm Kosten und Risiken aufbürdet usw.

Dabei befinden sich Event-Macher typischer Weise auch noch in einer strukturell dilemmatischen Entscheidungssituation: Zielen sie mit ihrem jeweiligen Ereignis-Angebot auf Erlebnis-*Intensivierung* ab, reagieren die Nutzer des Angebots in der Regel mit einer starken Bindung an dieses Angebot. Der starke Erlebniswert basiert jedoch wesentlich auf dem Bewusstsein von Distinktion, also darauf, dass man ‚unter sich‘ bleibt. Daraus resultiert sozusagen beiläufig eine mehr oder weniger massive Tendenz zur *Einschränkung* nicht nur des Kreises potenzieller Teilnehmer, sondern auch des öffentlichen Interesses. Zielen Event-Macher mit ihrem Ereignis-Angebot hingegen auf Erlebnis-*Extensivierung* ab, nehmen die Nutzer des Angebots dieses aus vielerlei Gründen zumeist eher beiläufig wahr, bzw.: sie nehmen es sozusagen *mit*, sofern es situativ gerade in ihr je eigenes Relevanzschema passt. Daraus resultiert zwar einerseits die Tendenz zur breiteren Wahrnehmung und (damit) auch zur Ausweitung des potenziellen Teilnehmerkreises. Andererseits aber verflacht sozusagen der Erlebniswert des jeweiligen Ereignisses. Denn das, woran alle mehr oder weniger jederzeit partizipieren können, verliert eben seine punktuelle und individuelle Besonderheit und damit seinen Wert in der Aufmerksamkeitsökonomie. Event-Macher versuchen mithin typischerweise, Vielfalt und Zusammenhalt hinlänglich auszutarieren. D. h., sie versuchen, erlebenswerte Ereignisse anzubieten, die *sowohl* die Überalltäglichkeit der Teilnahme und damit die relative Besonderheit des einzelnen Teilnehmers *als auch* die mentale und emotionale Zugänglichkeit des infrage stehenden Events auch für den Gelegenheitsteilnehmer hinlänglich gewährleisten.

Und all diese Regeln der Aufmerksamkeitsökonomie gelten eben – so Manfred Prisching (2011: 86) –, selbstverständlich

[...] auch für Kommunen und Regionen, die für ihre Präsenz in den gesellschaftlichen Kommunikationsarenen nicht zuletzt deshalb sorgen müssen, weil sich der Konkurrenzdruck zwischen ihnen wesentlich gesteigert hat.

Auch Städte müssen sich zeigen, profilieren und inszenieren, denn

[...] eine Stadt, die – insbesondere von begehrten Investoren und Arbeitskräften – nicht wahrgenommen und wertgeschätzt wird, gerät an die Peripherie des Geschehens. Auch eine Stadt kann deshalb nicht mehr einfach in der Landschaft herumstehen, sie muss zu einem ‚Geschehen‘ werden.

Folgerichtig wurde das basale Event-Prinzip ‚Möglichst viel Spaß für möglichst alle‘ bei der Kulturhauptstadt RUHR.2010 von einem anderen Prinzip überlagert, das die Veranstalter in die Formel ‚Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel‘ gefasst haben. Die damit adressierte Strategie der ‚Kulturalisierung‘ – d. h. der Instrumentalisierung von Kulturemanationen zur Realisierung anderer Zwecke – beschränkte sich mithin nicht mehr einfach auf Vielfalt, konkret auf ein Mehr an Ausstellungen, Theateraufführungen, Konzerten oder Errichtung spektakulärer Einzelbauwerke, die möglichst großes Aufsehen erregen und besondere Erlebnisse versprechen. Sie musste darüber hinaus neue Formen der Schaffung von Zusammenhalt einbeziehen – wie etwa die Entwicklung der Kreativwirtschaft, die Förderung interkultureller Kulturarbeit, die Vernetzung der Kulturschaffenden und die Internationalisierung von Kulturaktivitäten.

Analytisch gesehen erweist sich das Mega-Event retrospektiv dergestalt als Miteinander, Gegeneinander, Ineinander und Durcheinander von gewollten und ungewollten, von bedachten und unbedachten, von erstrebten und widerfahrenen Effekten des Tuns und Lassens gestaltungsinteressierter Akteure – hier vor allem der Protagonisten der am Ereignis beteiligten Kommunen, der Kulturinstitutionen und der freien Kultureinrichtungen, der Kunstschaffenden und der Sponsoren und Förderer der Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010. Mit Blick auf die Funktion des Events ist aber auch zu unterscheiden zwischen einem außenorientierten Stadtmarketing mit dem Ziel, Touristen und potentielle Investoren auf die Stadt bzw. Region aufmerksam zu machen, *einerseits*, und einer binnenorientierten Stadtentwicklung, deren Adressaten die bereits ansässigen Bürger und Unternehmen sind, die unter Rückgriff auf Tradition, Identifikation und Integration mobilisiert werden sollen, *andererseits*. Oder anders ausgedrückt: Das urbane Event soll(te) nicht nur ‚Fremde‘ anlocken, sondern auch ‚Einheimische‘ zum Da-Bleiben und Dabei-Sein verführen.

3.5 Fazit

Vor dem Hintergrund kulturhistorischer und kultursoziologischer Fest- und Feierforschung (vgl. Gebhardt 1987 und 2000) lassen Events sich beschreiben als aus unserem zeitgenössischen Alltag herausgehobene (und mithin vergängliche), raumzeitlich verdichtete, performativ-interaktive Ereignisse mit hoher Anziehungskraft und oft auch einiger Erinnerungsträchtigkeit für relativ viele Men-

schen (Gebhardt et al. 2000; Schulze 1999: 79-104). Diese Anziehungskraft resultiert wesentlich aus dem ‚Versprechen‘ eines hohen, teilnehmerspezifisch vor angelegten, typischerweise verschiedene Kulturformen übergreifenden *erwünschten* Erlebens, aus den entsprechenden Erzählungen anderer und eben auch aus den Erinnerungen an gehabte einschlägige Erlebnisse. Als symptomatisch für das Event-Erleben erscheint denn auch eine hinlängliche mentale und vor allem *emotionale* Involviertheit in das interaktive Gesamtgeschehen angesichts eines wie auch immer gearteten performativen Anlasses. Gelingender Weise bieten Events den Teilnehmern somit typischerweise außergewöhnliche Chancen, sich sozusagen wie in einem Kollektiv-Vehikel aus Lebens-Routinen heraustransportieren zu lassen und zeitweilig an symbolisch vermittelten, mehrkanaligen Sinnenfreuden zu partizipieren. Gerhard Schulze (1993: 20) etwa spricht von Erlebniserwartungen wie „Ekstase, Spannung, Entspannung, sich wohlfühlen, Gemütlichkeit, sich ausagieren“.

Dass freizeitkulturelle Angebote aller Art erlebenswerte Ereignisse darstellen bzw. zumindest beinhalten müssen, wenn sie sich auf dem Markt multipler Optionen in unserer Gegenwartsgesellschaft behaupten sollen, ist eine sozialwissenschaftlich eher triviale Einsicht. Dass Verheißungen auf erlebenswerte Ereignisse zweckdienliche Vehikel zur (besseren) Vermarktung von Gütern und Dienstleistungen ebenso wie von religiösen und politischen Heilsversprechen sind, ist ebenfalls eine sich in wahrscheinlich universalhistorisch vorfindlichen Manipulations- bzw. Motivationstechniken niederschlagende Binsenweisheit. Weniger trivial ist vielleicht die Diagnose und Prognose, dass Eventisierung (im weiteren Sinne) das Leben in der Gegenwartsgesellschaft schlechthin wesentlich prägt und künftig erwartbar noch stärker prägen wird (Hitzler 2011).

Denn nichts deutet darauf hin, dass sich am Eventisierungsprinzip (in) unserer Gegenwartsgesellschaft etwas ändern könnte. Eventisierung ist, wie eingangs erwähnt, längst ein ebenso selbstverständliches Element des modernen Lebens wie Enttraditionalisierung, Pluralisierung, Individualisierung, Informatisierung, Optionalisierung, Kommerzialisierung, Urbanisierung, Globalisierung und Mediatisierung: Events nehmen ständig zu – an Zahl, an Bedeutung und an Größe. Neue Veranstaltungsideen ebenso wie traditionale und ‚klassisch bürgerliche‘ Feste und Feiern unterliegen einer akzelerierenden Eventisierung. Immer mehr Events werden zu allen möglichen Zeiten an allen möglichen Orten durchgeführt. Und immer mehr Menschen gehen da hin, wo sie vermuten bzw. darauf hoffen können, es sei oder gehe etwas los, woran mit vielen anderen zusammen teil zu haben *ihnen* Spaß machen könnte. Denn Events, auch wenn oder vielleicht auch weil sie sich strukturell in ihren Zwecksetzungen, in ihrer zeitlichen

und räumlichen Ausdehnung und, wesentlich schwieriger zu erfassen, in ihrem Potential, Zusammenhalt zwischen den Teilnehmern zu stiften, unterscheiden, evozieren in unserem unter dem Vorzeichen des verlorenen Standpunkts zu bewältigenden Leben zumindest noch kurzzeitig intensive Gefühlswallungen aus der ‚Seligkeit‘ situativer Zu- und Zusammengehörigkeit heraus. Sowohl in der Erwartung als auch im Vollzug als auch in der Erinnerung und Verklärung sind Events folglich vielleicht nicht alles, was uns an existenziellen Bezugs- und Kulminationspunkten noch bleibt, aber wohlfeilere Rahmen für situative Vergemeinschaftungen von (uns) Existenzbastlern sind derzeit schlicht nicht zu erkennen.

Literatur

- Appadurai, Arjun (2000): *Modernity at large: Cultural dimensions of globalization*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press
- Bauman, Zygmunt (1995): *Ansichten der Postmoderne*. Hamburg: Argument
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Betz, Gregor (2008): Von der Idee zum Titelträger. In: Mittag, Jürgen (Hrsg.): *Die Idee der Kulturhauptstadt Europas*. Essen: Klartext, S. 191-213
- Betz, Gregor (2011): Mega-Event-Macher. In: Zanger, Cornelia (Hrsg.): *Stand und Perspektiven der Eventforschung*. Wiesbaden: Gabler, S. 163-181
- Betz, Gregor/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2011): *Urbane Events*. Wiesbaden: VS Verlag
- Betz, Gregor/Niederbacher, Arne (2011): Steuerung komplexer Projekte. In: Betz, Gregor/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Urbane Events*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 319-334
- Enser, Stephan (2001): *Soziales Extremverhalten: „Maske“ und „Rausch“, „Chocks“ und „Events“*. Vom Initiationsritus zur Freizeitindustrie. Würzburg: Ergon
- Euteneuer, Matthias/Niederbacher, Arne (2007): *Unternehmer spielen*. In: Carell, Angela/Herrmann, Thomas/Kleinbeck, Uwe (Hrsg.): *Innovationen an der Schnittstelle zwischen technischer Dienstleistung und Kunden*. Band 1. Heidelberg: Physica, S. 67-82
- Forschungskonsortium WJT (2007): *Megaparty Glaubensfest*. Wiesbaden: VS Verlag
- Franck, Georg (1998): *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. München: Hanser
- Frohne, Julia/Lansch, Katharina/Pleitgen, Fritz/Scheytt, Oliver (2011): Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): *RUHR. Vom Mythos zur Marke*. Essen: Klartext, S. 4-5
- Gebhardt, Winfried (1987): *Fest, Feier und Alltag*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang

- Gebhardt, Winfried (1999): "Warme Gemeinschaft" und "Kalte Gesellschaft". In: Meuter, Günter/Otten, Henrike R. (Hrsg.): Der Aufstand gegen den Bürger. Würzburg: Königshausen + Neumann
- Gebhardt, Winfried (2000): Feste, Feiern und Events. In: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Events. Opladen: Leske+Budrich, S. 17-32
- Gebhardt, Winfried (2008): Gemeinschaften ohne Gemeinschaft. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Wiesbaden: VS Verlag, S. 202-213
- Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): (2000): Events. Opladen: Leske + Budrich
- Häussermann, Hartmut/Siebel, Walter (1993) (Hrsg.): Festivalisierung der Stadtpolitik (Sonderheft 13 der Zeitschrift Leviathan). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-31
- Hitzler, Ronald (2001): Erlebniswelt Techno. In: Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Techno-Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 11-27
- Hitzler, Ronald (2004): Die unschuldige Mündigkeit und ihre ungeliebten Folgen. In: Junge, Matthias/Lechner, Götz (Hrsg.): Scheitern. Wiesbaden: VS Verlag, S.167-179
- Hitzler, Ronald (2007): Vom kreativen Umgang mit retardierenden Märkten. In: Kimminich, Eva/Rappe, Michael/Geuen, Heinz/Pfänder, Stefan (Hrsg.): Express yourself! Bielefeld: transcript, S. 239-246
- Hitzler, Ronald (2011): Eventisierung. Wiesbaden: VS Verlag
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1996): Individualisierung als Handlungsrahmen. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, H. 2, S. 153-162
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (1999): „We are one different family“. In: Beck, Ulrich/Hajer, Maarten A./Kesselring, Sven (Hrsg.): Der unscharfe Ort der Politik. Opladen: Leske + Budrich, S. 45-61
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften. Wiesbaden: VS Verlag
- Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2009): „Vergesst die Party nicht!“ In: Willems, Herbert (Hrsg.): Theatralisierung der Gesellschaft. Bd. 1. Wiesbaden: VS Verlag, S. 377-394
- Hitzler, Ronald/Niederbacher, Arne (2010): Das Ereignis als Aufgabe. In: Frank, Sybille/Schwenk, Jochen (Hrsg.): Cultural Turns in der Soziologie. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 343-360
- Hitzler, Ronald/Kirchner, Babette/Betz, Gregor (2011): Das Beispiel Loveparade. In: Betz, Gregor/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Urbane Events. Wiesbaden: VS Verlag, S. 261-278
- Hitzler, Ronald/Nye, Sean (2011): Where is Duisburg? In: Dancecult: Journal of Electronic Dance Music Culture, Vol 2, No 1. Verfügbar unter: <http://dj.dancecult.net/index.php/journal/article/view/89/100>
- Hitzler, Ronald/Betz, Gregor/Möll, Gerd/Niederbacher, Arne (2012): Mega-Event-Macher. Zum Management multipler Divergenzen am Beispiel der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010. Wiesbaden: VS Verlag
- Junge, Matthias (2008): Die kollektive Erregung des public viewing. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Wiesbaden: VS Verlag, S. 189-201
- Kirchner, Babette (2011): Eventgemeinschaften. Wiesbaden: VS Verlag
- Kothenschulte, Daniel (2010): Die Loveparade als Event von Ruhr.2010. In: Frankfurter Rundschau vom 26.7.2010

- Möll, Gerd/Hitzler, Ronald (2011): Organisationsprobleme der kulturbetriebenen Transformation moderner Urbanität. In: Betz, Gregor/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Urbane Events. Wiesbaden: VS Verlag, S. 335-350
- Pfadenhauer, Michaela (2008): Organisieren. Wiesbaden: VS Verlag
- Plessner, Helmuth (2001): Grenzen der Gemeinschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Prisching, Manfred (2011): Die Kulturhauptstadt als Groß-Event. In: Betz, Gregor/Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Urbane Events. Wiesbaden: VS Verlag, S. 85-102
- Rossmann, Andreas (2008): Rettet die Kulturhauptstadt. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.11.2008
- Schulze, Gerhard (1993): Vom Versorgungs- zum Erlebniskonsum. In: GDI-impuls, H. 3, S. 15-29
- Schulze, Gerhard (1999): Kulissen des Glücks. Frankfurt a. M./New York: Campus
- Thomas, Christian (2010): Vom Valmy-Gefühl. In: Frankfurter Rundschau vom 27.7.2010